

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

9.2.1919 (No. 6)

n d. G.
Renel,
amile
beimer
- Grub
Müller
- Dr.
wolt in
nummer
Bruchsal
n: 7 au
Ober
vor, von
878 bis
Strahen
12 Ger
Bert
hellen
it 1910
ordam,
der Ge
- Grun
is 1917
Kühn
Krieger
- Dr.
r 1902
is 1909
is 1912
elbrübe;
nd von
verfügt
Rechts
7 auf
arrei zu
ete; der
oman,
ärcher,
indinen,
Stadt
Belant
is 1918
Belant
z, von
ringent
adischer
eit 1892
graphie,
wiltent
ktor bei
n Karls
be. -
Baden;
Nadren
adtrat,
immag
el Bel,
widlung
Walter,
Pfarrer
rdinand
897 bis
on Fre
1907 bis
enbay
Groß
n Kreis
l, Bro
Manu
Keller,
is 1918
n einer
Breiber
als Mir
n; 7 zu
elde au
D. zu
cheffell
- Dr.
Profess
antischen
lied der
Akademie
delberg,
on 1916
nda.
st beam
Bruchsal
r Gals
- Grub
samt zu
n außer
n Zupp
Schrift
ignierter
tor del
holischer
Dr. med.
bis 1918
den im
berthol
eckert
holischer

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 6

Karlsruhe, Sonntag, 9. Februar

1919

Inhalt: Monumenta Germaniae. Von Karl Preisendanz. — Prophetie und Erfüllung. Ein paar Bemerkungen zu Karl Gendells „Weltmusik“. Von Fritz Drov. — Rustin. Zu seinem 100. Geburtstag am 8. Februar. Von Prof. Dr. Oscar Die. — Landf. ucht. Humoreske von Ferd. Madlinger.

Monumenta Germaniae.

Von Karl Preisendanz.

Vaterländisch der Name — der Inhalt eine großartige vaterländische Tat. Stolz klingt es wie mächtige Janjarenhöhe, dieses Monumenta Germaniae; Deutschlands Denkmale. Stolz: wie es allein dem Sieger der Freiheitskriege eignete. Damals konnte der Deutsche den Grund legen zu Werten der Wissenschaft, die einzig dastehen in der Welt: zu dem Korpus der griechischen Inschriften und des Monumenta Germaniae historica. Zwei Menschen, Untypen des Deutschen, haben sie geschaffen: August Voelckh, der Gelehrte, Fritz zum Stein, der Freiher, Napoleons grimmigster Kaiser. Ein Lob der deutschen Geschichtsdenkmale heißt: Hymnus auf Stein. Seit des Beatus Abenamus Bemühen hat es nicht an mißlungenen Versuchen gefehlt, die verschütteten Fundgruben deutscher Vorzeit nutzbar zu machen. Die Kraft des Einzelnen konnte diese Arbeit unmöglich mit durchschlagendem Erfolge leisten. Das erkannte Stein. Seit seinem Rücktritt vom öffentlichen Leben beschäftigte ihn, nach seinen Worten an den Hildesheimer Bischof, der Hauptwunsch, den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und so „zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen“. Die deutschen Geschichtsquellen zweckmäßig sammeln und bearbeiten zu lassen durch einen Verein geeigneter Gelehrter — das suchte er mit der ihm eigenen harten Zielstrebigkeit zu erreichen. Und er brachte — weitgehende Verbindungen in gelehrten und politischen Kreisen fehlten ihm nicht — den Stein zum Rollen, verließ seinen Gedanken ein Leben, das in hundertjähriger Frist alle Schicksale sieghaft überdauern sollte. Doch nur seine erste Entwicklung erlebte der Stifter. Ihm gelang es, nach manchen eingehenden Vorarbeiten und Entwürfen die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ ins Leben zu rufen. Ihr offizieller Geburtsstag, der 20. Januar 1819, wurde in Frankfurt a. M. von Stein und den nächstbeteiligten gefeiert. Der badische Staatsminister v. Berckheim, die bayerischen und württembergischen Bundesgelehrten v. Retin und Wangerstein übernahmen die ersten Patenstellen. In vorderster Reihe aber wirkten zwei Badener tätig mit, in deren Händen die technisch-wissenschaftliche Vorbereitung des Unternehmens liegen sollte: Legationsrat Lambert Büchler, der in einer Denkschrift die Verhandlungen zusammenfaßte und dem Verein den Wahlspruch schenkte: „Sanctus amor patriae dat animum — Die heilige Liebe zum Vaterland gibt den Mut.“ Er*) veranlaßte auch seinen Freund, den Konstanzener Geheimrat Fikner, zur Begründung der Stifter eine lateinische Inschrift zu fassen: sie wurde dem ersten Bande der Monumenta beigegeben. Die wissenschaftliche Leitung fiel dem badischen Archivar Karl Georg Dümge zu.

Seine äußerst rege, stets unverminderte Tätigkeit Steins setzte mit der Gründung ein: nach allen Seiten sandte er Einladungen und Bitten an die deutschen Gelehrten und politischen Größen. Aber erschreckend wenig wirklich gute Mitarbeiter fanden sich, wenig freudige großzügige Helfer. Zwar suchten Männer wie die Minister Altenstein und Hardenberg das Unternehmen aufrecht und eifrig zu fördern und empfahlen es der Berliner Akademie zu's wärmste: sie versprach auch ihre wohlwollende Unterstützung. Aber der Plan einer dauernden festen Verbindung der „Gesellschaft“ mit der Akademie zerfiel sich zunächst: kurz vor dem zweiten Geburtstag des Vereins mußte Stein an Bagern schreiben: „Es ist ein reizbares unvernünftiges Volk, das Gelehrten-Volk...“ Noch fehlte es an allem, an Geld und Mitarbeitern. Die deutschen Bibliothekare, die mit den gehaltenen Historikern dem Unternehmen am nächsten standen, versagten fast durchweg. Alack Erfassen der Aufgabe und rein sachliche Kenntnis mangelte überall. Dürftig sicherten die Geldquellen: mit geringen Ausnahmen fanden Steins Bitten kaum Gehör: „Die

Millionäre besaßen ihre Geldsäcke; was kümmerte sie die Geschichte des Vaterlandes und ihrer eigenen Geschlechter?“ (Perz, Leben Steins V. 476.) Aber wann hätte ein Stein verzagt? Als der badische Gesandte in Petersburg schon früh auf die Möglichkeit einer russischen Spende hinwies, lehnte Stein entschieden ab: „Es wäre doch demütigend, wenn wir zu unserer Ausgabe Deutscher Geschichtsquellen, der Unterstützung eines Russen bedürften — ich protestiere feyerlich dagegen.“ Lieber entschloß er sich bei der „höchst nichtswürdigen Kälte und Kärglichkeit“ der Regierungen zur Ausgabe bedeutender Summen aus seinem eigenen Vermögen.

Aber auch in sich krankte das junge Werk: sein Plan war nicht zielklar ausgearbeitet; was nützte es da, wenn Dümge und F. Mone ihre erste Fahrt nach Handschriften antraten! Erst mit dem Eintritte des jungen energischen Hannoveraners Joh. Georg Perz gewann, was noch stoch und schwankte, feste Gestalt: er übernahm nach der Rückkehr von einer bedeutenden und erfolgreichen Studienreise die Redaktion des Hauptwerkes, der Monumenta selbst, und die der Zeitschrift des Vereins, des „Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde“, als Büchler und Dümge vom Großherzog abgerufen wurden. Er legte den Grund zum heutigen System der Ausgabe durch ihre Einteilung in Schriftsteller, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe, Altertümer. Seiner über fünfzigjährigen unermüdeten kritischen Arbeit, seiner organisierenden Herrschernatur verdankten die Monumenta vor allem ihre erste wissenschaftliche Fortentwicklung. Er drang auf sorgfältigste Vergleichung der alten Handschriften, auf kritische Sichtung des wertvollen Materials von leichter Spreu, und so entstand unter seiner Leitung eine ganze Reihe von Monumentalausgaben. Aber noch war Stein die Seele des Unternehmens. Die Geschichte dieses rastlosen, inhaltsreichen Lebens zeigt, wie untrennbar sein Denken und Wirken mit dem Ausbau des Werkes verweben war, und es schmerzte ihn immer bitter, zu bemerken, wie andauernd stumpf und verständnislos die Masse der deutschen Philister der eigenen Geschichte gegenüberstand. Bis zu seinem Tode reichen die Klagen über dieses Motiv. Als er 1831 starb, waren die Monumenta ihres tatkräftigsten, opferrohesten Förderers beraubt. Aber verwaist waren sie darum noch nicht. Denn Perz, schließlich Oberbibliothekar in Berlin, und der Kreis seiner Mitarbeiter hielten sie, eine Zeitlang aus eigenen Mitteln, hoch. Ihr Fortbestehen war gesichert, als sich die Bundesregierungen um ihr Gedeihen tätig annahmen und sich zu festen Jahresbeiträgen verpflichteten. Leider zeigten sich im Laufe der Jahrzehnte die gewaltigen Nachteile, die das hartnäckige konservative Festhalten der Leitung an der veralteten Arbeitsmethode zur Folge haben mußte: Perz verstand es nicht, in seinem Alter mit der neuen Zeit und ihren erhöhten, veränderten Ansprüchen auch an die wissenschaftliche Forschung zu gehen. Die Ausgaben, die Leistungen des Archivs genügten nicht mehr, sie verstießen der unerbittlichen, zersehenden Kritik, ja dem Hohn der jungen Gelehrergeneration. Erregte Tage kamen für Perz und die Monumenta, und es war ein Glück für das Werk, daß die deutschen Akademien auf Drängen des Bundesrates (1872) seine Leitung übernahmen. Berlin, München, Wien sollten auf Theodor Mommsens Antrag je zwei Vertreter stellen; der Vorsitzende mußte in Berlin wohnen. So erlebten die Monumenta ihre äußere und innere Wiebergeburt. Neue Mitarbeiter traten auf den Plan, Männer wie G. Waitz, W. Wattenbach, Th. Mommsen, E. Dümmler konnten für die Güte der Leistungen bürgen; die Zeitschrift erstand wieder als „Neues Archiv“ mit neuen Grundrissen und Zielen; die Monumenta gewannen auch äußerlich andere Gestalt: an Stelle des unhandlichen Folioformats trat Großformat, das sich leichter benützen ließ und doch eine gewisse repräsentative Feierlichkeit nicht verleugnete.

Band auf Band konnte im Laufe der Jahrzehnte erscheinen, und wer heute vor der Bibliothek der Monumenta steht, findet sich nur schwer auf den ersten Blick zurecht. Fast verwirrend wirken die zahlreichen Abstufungen und Abteilungen. Hier findet sich fast das gesamte Material vereinigt, dessen man bedarf, um die deutsche Geschichte der Vorzeit aus den besten Quellen kennen zu lernen. Die Schriftsteller, Prosaisker und Poeten aller Perioden des frühen und späten Mittelalters, deutsche Chroniken, wie die Regensburger Kaiserchronik, das Annolied, die alten und ältesten Gesetze und Urkunden, Briefsammlungen aus der Merowinger und Karolinger Zeit, Episteln der Päpste, die sich auf Deutschlands Geschichte beziehen, Lohen- und Verbrüderungsbücher der Klöster, so der Mönche von St. Gallen u. Reichenau. Ein

*) Die Landesbibliothek besitzt keine Exemplare der Monumenta I. II.

großer Stab von Gelehrten, dem die Bearbeitung dieser Dokumente zufiel, hat alle Bibliotheken und Archive Europas durchforstet nach Handschriften und Urkunden, die für das Werk in Betracht kommen konnten; daß dabei mancher wertvolle Fund gemacht wurde, der nicht lediglich für die enger umgrenzte Geschichtswissenschaft Bedeutung gewann, daß dadurch die gesamte Quellenforschung und historische Methode ein neues Gesicht erhielt, versteht sich bei der Gründlichkeit deutscher guter Gelehrtenarbeit von selbst. In einer bedeutenden Anzahl sorgfältiger neuhochdeutscher Uebersetzungen vermittelt die Gesellschaft auch dem Laien die Kenntnis der deutschen Geschichtsquellen. Daß dieses — jetzt von Tangl in Berlin geleitete — nützliche Unternehmen bisher starken Zuspruch hatte, beweist die Auflagenhöhe sehr vieler seiner Nummern am besten (vgl. Landesbibliothek Af 1980).

Nicht auf den ersten Anstoß ist es gelungen, die Monumenta Germaniae historica zu dem Nationalwerke zu machen, das ihrem Stifter vorschwebte. Die straffe sachmännische Organisation, die allgemeine Teilnahme, das Geld fehlte. Vorbedingungen, ohne die man heute kaum mehr ein so kühn zielendes Wagnis unternehmen könnte. Aber trotz allen Gefahren eines hohen Seeganges hat sich doch das Schiff der deutschen Geschichtsdenkmale glücklich oben gehalten in einer schicksalsreichen Fahrt durch hundert Jahre; und mit Zuversicht kann man annehmen, daß auch im neuen Kurs dem naturgemäß kostspieligen Unternehmen die Beihilfe des Reiches, die ihm in den letzten vierzig Jahren reichlich zuteil geworden ist, nie fehlen wird. Haben wir's doch in der Zeit tiefster Erniedrigung nötiger als je, uns auf unsere Geschichte zu besinnen: zeigt sie doch unsere Entwicklung vom einfachsten Denken bis zum hohen Stande der Wissenschaft, die uns heute allein noch ungebrochenes Besitztum bleiben dürfte.

Prophetie und Erfüllung.

Ein paar Bemerkungen zu Karl Hendells „Weltmusik“.

Von Fritz Droop.

Vor dreißig Jahren holten mutige Säger das Banner der Freiheit hervor, um mit hellem Spiel durchs dunkle Zukunftstor zu ziehen. In die bleischüchtige Gesellschaft der poetischen Gefühlstrotzboten fuhr plötzlich ein scharfer Wind, den nicht jeder vertragen konnte. Das führte zu einer systematischen Betätigung der „Zensur“ gegen die gemeingefährlichen Poeten. Einer der bestgeschätzten Sturmgewissen hieß Karl Hendell, und seine polizeiwidrigen Lieder trugen den Titel „Amselrufe“. Allerdings wurden in dem Buche keine süßen Flötentöne angestimmt, der Dichter, der sich hier vernehmen ließ, trat als schwertgegrüeter Soldat der Menschheit auf den Plan und bekannte:

„Meine Lieder sind Amseln im Baume der Zeit,
Sie merken das Schwanken der Krone,
Es ist eine morsche Herrlichkeit
Trotz Schandgesch und Kanone.“

Als das Wort von den „waterlandslosen Gesellen“ in die Welt drang, hatte Karl Hendell den Berliner Staub von den Füßen geschüttelt, um im alten Freiheitslande Wilhelm Tell's ungestört seinen Idealen leben zu können. Seine Seele aber war in Deutschland geblieben und horchte mit seinen Fühlern hinaus in den Tag, dem Brausen der neuen Zeit entgegen. Immer neue Warnungsrufe kamen, von Zürich her, über die Grenze. Ihr Urheber eiferte gegen die verächtlichen Wohnheitsrechte des Militärsystems und wurde nicht müde, eine Einrichtung zu bekämpfen, die unter der Maske des Hurrapatriotismus die brutalsten Zwangsmassregeln anwenden mußte, um die nationale Ehre aufrecht zu erhalten. Er wußte, daß es ohne katastrophale Erscheinungen nicht abgehen werde:

„Und gibt's ein Zammern, daß die Luft zerbricht
Laß dich nicht mähtigen, Gewitterfürst!
Donner auf Donner, roter Strahl auf Strahl,
Rein muß es werden von Gebirg zu Tal.
Was gelten wir, die Zukunft gilt allein,
Reißt die Frucht und muß geschnitten sein!“

„Denn in die Tiefe sollen versinken
Gleichende Herrlichkeiten der Herrn,
Stürzen zur Rechten, stürzen zur Linken,
Ob ihren Häuptern erbleicht der Stern.
Aber zu unseren Häuptern entflammen
Sterne der Freiheit ihr funkelnd Licht...“

Hendell war es, der den Lavaström der sozialen Bewegung in die lyrische Dichtkunst leitete. Nur zwei andere Lyriker haben die sozialen Nöte unserer Zeit in gleich tiefem Maße erlitten: Arno Holz und Richard Dehmel. Aber Karl Hendell war der volkstümlichere von ihnen. Als er sein „Buch der Freiheit“ herausgab, war die leitende Grundidee der moderne, ökonomisch-politische Freiheitsbegriff in seinen verschiedensten Anwendungen, so wie ihn damals das organisierte Proletariat erfaßte und verkündete, einmal als Erbe unerfüllter bürgerlicher Ideale und sodann als Erzeuger und Träger neuer Bewußtseinsforderungen der Menschheit. Er hatte sein Buch den Hand- und Kopfarbeitern deutscher Junge mit dem Wunsche gewidmet, es möge ihnen „Hamme: der Tat und Glocke des Gedankens, Rufer im Streit

der Tage und Genosse stillerer Stunden sein, Feuersäule aus der Dede der Lebensnot und Dase der liebesdürstigen Seele“. Indem er gleichzeitig mit einer größeren Auswahl eigener Dichtungen in die Arena trat, war Hendell von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die künstlerisch gelungenste, die dichterisch vornehmste Ausprägung des gesellschaftlichen Befreiungsgedankens schließlich doch immer die im edlen Sinne agitatorisch wirksamste sei.

Nun hat die Not aus der Zeiten schwangerem Schoße das Peil der Zukunft trotzig losgebrochen und des Dichters prophetische Worte eingelöst.

„Nun gilt es zu bauen
Ein starkes Gebäude,
Nun gilt es zu bilden
Ein stattliches Werk.
Daß weit allem Volke
Die Wohnstatt sich wölbe,
Auf freierem Grunde
Gerechter erhöh't.“

So tönt es, Erfüllung kündend, aus dem neuen Hendellschen Buche „Weltmusik“, das soeben bei Franz Nausthaengl in München erschienen ist, und freudig liest man die Ankündigung des Verlages von der bevorstehenden Veröffentlichung einer vierbändigen Gesamtausgabe Karl Hendells. Durch drei Jahrzehnte hat der Dichter des berühmten Steinlopfertiedes den gläubigen Blick nach den Gestirnen der Sehnsucht gesandt, „wo die Säulen der Menschheit ragen“, und er hat nie daran gezweifelt, daß die Wellen das Boot der Freiheit auch hinübertragen würden. Wohl war der sozialpolitischen Sturmflut der achtziger Jahre eine Zeit stillerer Einkehr und Selbstbesinnung auf den eigentlichen Künstlermenschen gefolgt: seinen tiefinnersten Grundanschauungen ist Hendell nie untreu geworden. Wo man eine „Wandlung“ wahrzunehmen glaubte, da handelte es sich lediglich um eine Gebietsabgrenzung zwischen lyrischer Kunst und poetischem Zeitmanifest, um eine sozusagen stilistische Abscheidung, damit kein Teil durch falsche Verquickung mit dem andern gefährdet werde. Unterdessen sind seine kühnsten Träume der Wirklichkeit entgegengerückt. Der Schönheitsbau einer freieren und gerechteren Gesellschaft, der seit Jahrtausenden das tiefe Sehnen einzelner großer Geister gemein war, ist der klar erkennbare Bewußtseinsinhalt von Millionen kämpfenden und schaffenden Menschen geworden, und jubelnd grüßt der Dichter Deutschland als die Wiege der geisteskämpferischen Kraft:

Festgeschlossen, in Erz gegossen,
Deutschland, menscheitgläubiges, steil!
Eins im Wehrbann der Werkgenossen,
Eins im Wahrheitsbund der Idee.
Deines verbündenden Geistes Mauer
Sei der Gerechtigkeit schützendes Tor,
Unter dir der Vernichtung Schauer,
Wachse zur Wartburg der Freiheit empor.

So hat Karl Hendell das Wort vom Durchhalten auch als Künstler erfüllt. Er konnte es, weil er nie den verhängnisvollen Ehrgeiz hatte, gestern im Naturalistischen, heute im Symbolistischen, morgen im Futuristischen und übermorgen meinestwegen im Atavistischen erstklassig zu rangieren oder eine sogenannte große Nummer vorzustellen. Er hat den äußeren Erfolgsbedingungen der Umwelt getrotzt; sein Schaffen, Glauben, Leiden, Leben: war seine Festung; seine Lösung: nicht ergeben!

Ruskin.

Zu seinem 100. Geburtstag am 8. Februar.

Von Prof. Dr. Oscar Vie.

Dieser große englische Kunstschriftsteller steht uns heute da als der weiseste Begründer einer Epoche künstlerischen Empfindens. Er ist der Vater geworden jener ganzen modernen weltgreifenden, tief verwurzelten Bewegung, die man Neogotik nennen kann. Sie beort das Natürliche gegen das Konventionelle, das Gefühlte gegen das Gewußte, das Persönliche gegen das Korporative und das Ethische gegen das Artistische. Sie ist die Feindin der Renaissance und aller ähnlichen abgeleiteten Bildungsformeln. Sie beginnt mit dem frischen, unverdorbenen Gefühl gegen die Verküderung der Natur und vermeidet die langweiligen und tödenden Geseze der Technik und Industrie, der Historie und Schule. Dieser ganze Strom individualistischer Erneuerung, der seit über 50 Jahren durch die nordischen Länder geht, hat seinen Quell in Ruskin. Er ist darum so modern geblieben wie kein anderer. Liest man seine Werke (wir haben eine gute deutsche Ausgabe bei Diederichs), so wird man aufgerührt durch die Verwandtschaft und Aktualität seiner Gedanken und Worte. Seine Tiefe ist so frisch geblieben, seine Ethik so warm und gegenwärtig. Seine Ausdrucksweise ist von einer zwingenden Ursprünglichkeit und Echtheit. Seine Selbstbiographie „Praeterita“ ist ein Literaturdenkmal englischen Humors. Der Schriftsteller Ruskin gehört heute noch unter die Anreger, die uns Schriftstellern selbst über stumpfe Stunden hinweghelfen. Man liest ihn und fragt sich: schreibe ich so! Und indem man ihn

weiter leit, entdeckt man eine Stelle, in der er selbst ebenso einen Wäpferchriftsteller beneidete, ihn zur Anregung vornahm und anscrief: schreibe ich so! Ruskin war ein Mensch.

Er begann mit Verteidigung. In seinen „Modern painters“ versucht er dem englischen Publikum die Bedeutung Turners klarzumachen, dieses etwas schöngeligen Impressionisten, der sich aus Claude Lorrain zu einem Visionär entwickelt hatte. Im Grunde war dies einer der Irrtümer Ruskins gegen seine eigene Natur, wie er sie immer wieder aus Impulsivität beging, so daß sein Werk voll wurde der glänzendsten Widersprüche, die ein Schriftsteller anhäuften. Er war ein Mensch. Er entzündete sich an Turners neuen Farbenmischungen und -wischungen, obwohl er innerlich dagegen hätte sein müssen. Denn er schwärmt für einen gewissen detaillierten Naturalismus, eine Symbolik der Naturteile, die Turner gar nicht hat, wohl aber der Præraffaelitenkreis. Dieser ist das echte Kind Ruskins. Hier blüht ein symbolischer Naturalismus, hier entfaltet sich seine Antikonvention, hier wird der Grund gelegt zu der erneuerten, handwerklichen und ethisch fundierten Auffassung des modernen englischen Kunstgewerbes. Morris wird Ruskins Zeuge, und die ganze dekorative Bewegung Englands, die die Europas wurde, verankert sich hier. Ruskins weitere Bände „Modern painters“ sind die Literatur dazu. Ungeheuer, unwägend, genial sind seine Naturbilde, seine Landschaftsbeziehungen, seine Pflanzenästhetik. Er gab den Menschen ein neues Auge. Was mit Turner angefangen hatte, endete in einem ganz anderen neuen Organismus zwischen Natur und Leben, den er über den Zufall befreundeter Bilder hinaus aus eigenem Willen und Erkennen geschaffen hatte. Unser heutiges Sehen ist noch ein Stück von ihm.

Indessen hatte er sein Hauptarchitekturwerk begonnen: „Die Steine von Venedig“. Hier ist das gotische Bekenntnis, an den Symbolen des Bauens abgelesen und erläutert. Aber man muß sich das nicht so abstrakt vorstellen. Ruskin ist viel zu sinnlich, um nicht seine Abhandlungen mit fantaszierenden Schilderungen von Natur und Kunst zu erleuchten. Hier sind die „Sieben Fenster der Architektur“, die eine Art Vorstufe zu dem venezianischen Werk bedeuten, etwas fest geronnen in den vielfachen ethischen und religiösen Exkursen.

Je älter er wird, desto weniger interessiert ihn die reale Behandlung von Kunstfragen, die Frage aller Fragen, nach dem Glück der Menschen und dem Sinn der Kunst, quält ihn mehr. Er kehrt zu den Grundlagen zurück. Er fragt sich nach dem Wert der modernen Kultur. Er tritt entschlossen auf das soziale Gebiet über, von einem gewaltigen Mitleid ergriffen für die arbeitende Klasse, von der einzigen Sehnsucht befeelt, ihr das Heil der Kunst zuzuwenden, von ihr aus neu aufzubauen. Er eifert gegen Maschine und Industrie. Der Arbeiter soll frei werden, Handwerker wie einst, sein eigener Hausbauer und Hausmeister, und er soll die Kunst nicht als Gnade von oben entgegennehmen, während er friert und hungert, sondern sie sich selbst erobern, verdienen, gestalten. Er gibt eigenes Vermögen her, seine Ideale zu erfüllen, kauft Land, das nie eine Fabrik tragen wird sondern durch Arbeit des Einzelnen dessen Eigentum werden soll, in einer genossenschaftlichen Produktionsvereinigung. Er arbeitet die Wildenstatuten der Ordensregeln aus. Doch ist kein Ausgang immer die Stärkung der Individualität zum Wohle der Allgemeinheit, nicht deren Stärkung zum Schaden der Person. Das war die Form eines englischen, eines moralisch-ethischen Sozialismus, dessen reinsten Ausdruck er blieb.

Er verfeindete sich so mit der Manchester-Welt. Er wurde verdüstert, krank gereizt und übertrieben. Er litt für sein Gewissen. Die Fragen, wie sie in seinem „Unto last“ von ihm aufgeführt werden, sind heute Kriegsgebiete einer Welt geworden. Viele seiner beglückenden Theorien sind in den Maßnahmen volkfreundlicher Erzieher oder in den Fürsorglichkeiten der Gewerkschaften oder überhaupt in der ganzen Erneuerung unseres kunstgewerblichen Lebens Wirklichkeit geworden. Aber der letzte Kampf ist noch nicht ausgefochten. Das patriarchalische, weisheitliche Gesicht Ruskins mit den warmen, gültigen, blauen Augen blickt uns noch aus der Ferne an: die Technik wird euer Tod sein! arbeitet mit euren gottgegebenen Händen! Segnet die Natur! Er wußte, daß er voller Anachronismen und Widersprüche stand und ahnte kaum, wie recht er behalten würde.

Landflucht.

Humoreske von Ferdinand Madlinger.

Als der Spielmann mit dem blauen Horn das Weiden über den Kasernenhof blies, ward ihm aus allen Gebäuden fröhliche Antwort. Die Kompagniereviere waren längst wach. Da piff und jubelte, trommelte und sang, grölte, klopfte, brüllte es schon vom frühesten Morgen.

Das Kaisermandöver war vorüber; es war Entlassungstag. Aus Fenstern und Türen scholl der Triumphgesang der Erlösung, vielstimmig, unharmonisch, die höchsten Brusttöne mit aller Konzentration suchend, aber doch einzig schön.

„Denn der Tag ist da,
Den wir so manches Mal
Gehofft, gehofft, nun endlich ist er da!“

Die Herren Reservisten machten sich reisefertig. Warfen sich in die nagelneue Zivilkluft, zogen ächzend die engen Zugtiefel an, packten lärmend ihre Pappschachteln und schmierten auf Schuurrbart und Haupthaar die wohlriechende Pomade so dick, als ginge es zum Kaiserball.

Mit süßsauren Mienen mußten die Unteroffiziere dem Treiben zuschauen. Sie riskierten es nicht, am Entlassungstag noch auf strenge Einhaltung der Hausordnung zu dringen. Sie verzogen sich vielmehr in ihre „Bürgen“ und hüteten sich sorgfältig vor Karambolagen mit den Erlösten. Es gelte nur so durch die langen, hallenden Korridore von „Spinner“, „Kohldampfschieber“ und „Parole ewig“.

Beim Abschiedsappell ermahnte der Hauptmann die Leute pflichtgemäß zum Eintritt in den heimischen Kriegerverein als den besten Hüter der im Fahneideid geschworenen Treue gegen den obersten Kriegsherrn und das angestammte Herrscherhaus, als sichersten Damm gegen die dunkeln Mächte des Umsturzes im Innern. Dann reichte er jedem die Hand und ließ ansetzen zum Abmarsch nach dem Bahnhof. Es war eine wohlbedachte Geste, die entlassenen Soldaten schnellstens nach der Heimat abzuschicken. Dem Militarismus graute vor einem Ausbruch der Sympathien, die er in den Kasernen gepflanzt hatte.

Die Reservisten Glutsch und Konanz aus Nuitsfeld fuhren noch nicht heim. Sie marschierten mit einem ausgelassenen Sucher Arm in Arm zum Kasernenort hinaus, die Hüte verwegend auf dem Ohr, Feldflaschen an schwarz-weiß-roten Schnüren um die Schultern und in der Hand die biegsamen Reservistenstöcke, mit kleinen Säbeltrödeln verziert. Damit stießen sie durch die Luft, daß es piff. Und wo an einem Fenster ein neidverzehrttes Rekrutengesicht erschien, jauchzten sie ihm höhnisch entgegen:

„Denn der Tag ist da . . .“

Die beiden Landsteute beabsichtigten als Fuhrknechte in den städtischen Dienst zu treten. Der Hauptmann hatte ihre Bewerbung durch glänzende Zeugnisse unterstützt, und nun galt es, sich vorzustellen, endgültig zuzusagen und den Vertrag zu unterschreiben. Die Bezahlungsverhältnisse waren wohl für den Anfang nicht glänzend, aber man stieg mit den Jahren und war pensionsberechtigt. Sie mußten als Führer von Fackelenträgern beginnen, späterhin winkte die Anwartschaft auf einen Aufsichtsposten.

Eine schwierige Lage! Man stand an einem Wendepunkt des Lebens, und es hieß wohl aufpassen, welche Richtung man einschlug. Ihr Ja oder Nein bestimmte jetzt ihre ganze Zukunft.

Das Leben, das ihrer zu Hause wartete, war nicht übermäßig verlockend. Mühsal und Pladerei, Sorgen ums tägliche Auskommen bei den mageren Nackerden, die der Vater hinterließ, und die man mit zahlreichen, allzu zahlreichen Geschwistern teilen mußte. Das eintönige, niederdrückende, abtumpfende Einerlei der Feldarbeit . . .! Wie ein Pferd am Göppl! Der Bauer pflegt sein Leben mit nüchternen Augen anzusehen als die naturhungrigen Stadtmenschen. Das Unbekümmerte, Sorgenlose bei der Stadt, der sichere Lohn alle Monate, lockte gewaltig und stand vorteilhaft ab von dem ungewissen und wechselnden Schicksal des Landwirts.

Andererseits wirkte doch auch die Sehnsucht nach der Heimat in ihnen. Man konnte sich bei aller Enge heimisch und wohl fühlen im Dorf, mit dem Jugenderinnerungen und Jugenderlebnisse sie verknüpften, wo Bekannte und Verwandte lebten, und wo die Mädchen voll feierlicher Neugier der heimkehrenden Krieger blickten. Besonders Konanz fühlte sich von einer zärtlichen Neugier heimgezogen, denn er besaß in Nuitsfeld einen richtiggehenden Schatz, dem er so halb und halb das Heiraten versprochen hatte. Auch stand dem Stadtdienst die persönliche Freiheit, die Verantwortungslöslichkeit selbst des kleinsten Bäuerchens wirkfam gegenüber. Strammstehen und Mundhalten hatten sie die zwei Jahre beim Militär genug gekostet. Da tat Freiheit wohl. Doch war auch wieder richtig, was Glutsch sagte, gerade weil sie jetzt das Gehorsamen gewohnt waren, würden sie sich auch leichter hineinfinden in den städtischen Dienst. Bei der Stadt geht es gemütlich zu, nicht so scharf wie beim Kommiss. Stadtdienst ist Dummelndienst, das weiß jeder Mensch.

Sie dachten auch daran, wie der Herr Oberamtmann von Steinach in den Sitzungen des Bauernbundes die jungen Leute immer vor der Landflucht warnte, wie er ihnen die Gefahren der Großstadt ausmalte. So war es natürlich eine schwere Wahl für die Zwei, und es wollte kein Entschluß reifen.

Der städtische Fuhrparksverwalter war nicht anzutreffen. Sie sollten morgen wieder kommen. Um die Zeit totzuschlagen, wanderten sie noch einmal zur Kaserne hinaus, besuchten den „Schleifstein“, den Scheibenstand und die anderen wohlvertrauten, mit Soldatenschweiß und Soldatenflüchen gedüngten Derklichkeiten. Mit einem unsagbaren Hochgefühl betrachteten sie jetzt diese Plätze.

In quälender Ratlosigkeit gingen die zwei Nuitsfelder am Nachmittag von einer Beiz zur andern. Gegen acht Uhr abends gerieten sie vor ein feines Tingeltangel. Ein beleibter Pförtner in grüner Livree mit breiten goldenen Tressen und mit einem funkelnenden Tambourstock stolzierte wie ein gemästeter Hahn in der hell erleuchteten, teppichbelegten Vorhalle auf und ab. Sie hatten ein solches Theater noch nie betreten. Von Haus aus an strenge Sparsamkeit gewöhnt, litten sie wie alle Bauern an einer krankhaften Ueberschätzung des Geldes und drehten jeden Groschen dreimal in der Hand herum, ehe sie ihn fortgaben.

Heute war eine Ausnahme gestattet. Sie wollten doch auch einmal etwas von den raffinierten sinnlichen Genüssen kosten, in deren Strudel sich der leichtsinnige Stadtmensch so gern verliert. Man mußte doch dabei etwas erzählen können, etwas unerhört Abenteuerliches, etwas Respekt- und Leid-Erweckendes aus dem Sumpf der Großstadt.

Zoghaft und linksig legten die stolzen Reservemänner ihren Fünzigern auf das Zählbrett. Sie kamen sich recht großartig vor als Theaterbesucher und lehnten sich breit über die Brüstung der Galerie. Sie bestellten gleich helles Bier und braunten Zigarren an. Unter ihnen wogte vom strahlenden Licht des Kronleuchters und Hunderte zerstreuter Glühbirnen verschwenderisch über-gossen, wie ein bunter Strudel die vielfarbige Menge der besseren Herren und der Damen mit ihren feinen Kleidern und Federhüten. Ein pikanter Zigarettenrauch stieg herauf, vermischt mit dem beräuchernden Parfüm der Damen; alles in allem eine Atmosphäre von Reichtum, Eleganz, Schönheit, Vernehmlichkeit.

Aber ihre Sinne sollten noch mehr gestreichelt werden. Die Musik begann. Wunderlich, prickelnd, liebegierend, bald sehnsuchtsvoll schluchzend, bald machtvoll rauschend, eine Musik, die sich mit verlockenden Tönen ins Ohr schmeichelte und das Herz gefangen nahm. Da war der Parademarsch ein Dreck dagegen. Im Saal ordnete sich jetzt das farbige Durcheinander um kleine weißgebedeckte Tische, auf denen entzündete elektrische Lämpchen mit roten Schirmen brannten.

Nach einer Weile ging der gemalte Theatervorhang, der eine majestätisch gefaltete, purpurne Samt-Draperie darstellte, flatternd in die Höhe. Und nun tanzte, von zischenden Scheinwerfern grell beleuchtet, eine Reihe von sechs entzückenden Mädels herein, die mit lustigem Beineschleudern und vielsagendem Ködenschwenken einen der verwegenen, ausgelassensten Tänze ausführten. Die sechs Geschwister Lorrison's hießen sie. Sollte man glauben, daß in einer Familie ein halbes Dutzend so netter Mädels aufwuchs, fragte Konanz.

Sie trugen alle dasselbe Kostüm. Kurze Röschchen aus himmelblauer Seide und rosa Strümpfe, die den feingeschwungenen, strammen Waden so dicht anlagen, daß sie nicht das kleinste Fältchen warfen. Von oben her, um Hals und Nacken herum, waren die Tänzerinnen feineswegs zugedrückt. So etwas von Körperbau und Hautfarbe, von Formen, Linien und Rundungen hatten die zwei Nullfelder im Leben noch nicht gesehen, und sie hielten mit ihrer Anerkennung nicht zurück.

Und wie die Mädchen gar nicht spröde taten! Sie schienen es im Gegenteil darauf anzulegen, ihre Reize soviel wie möglich auszustellen. Sie warfen die Beine bis über den Kopf, daß die schaumweichen Spitzenröschchen wild durcheinander wirbelten. Sie teilten verliebte Kufhände und verheißungsvolle Blicke nach allen Tischen aus, sie drehten und wendeten sich so kokett und adrett, daß die zwei guten Burschen auf der Galerie in grenzenlosem Erstannen Mund und Nase aufsperrten.

Zumersfort hielten sie sich die Ellenbogen in die Rippen, trampelten vor-Begeben mit den Füßen und kamen aus dem Richten und der Lachen nicht mehr heraus. Als der Vorhang fiel, schrien sie Bravo und klatschten unermüdet, weil sie gemerkt hatten, daß dann die Mädels immer wieder hervortraten und sich tief und freigebig verneigten.

„Dunnerkiel“, sagte Glutisch aufatmend, „dat war jroportich, wat?“ Er hatte von seinem Schießunteroffizier einige norddeutsche Sprüche angenommen, die er bei Gelegenheit anzubringen liebte. Diese Weibskent! Diese Weibskent! Jetzt brauchte ihnen der Fünzigiger nicht mehr weh zu tun; die eine Nummer war schon das Geld wert. Unwillkürlich zogen sie Vergleiche mit der Schönen dabei, den grobschlächtigen Stallbirnen in Glanzkleidern und Holzschuhen, und es war nicht zu vermeiden, daß diese bei der Gegenüberstellung schlecht abschritten.

Indessen war den Weiden jetzt nicht viel Zeit gelassen, Bergleichen nachzuhängen. Schon wieder rauschte der Vorhang. Es kam eine Gruppe von Akrobaten, die allerhand schwierige Parzellhänne schlugen. Auch hier waren zwei herzige Mädels dabei in prallen blauen Kostümen, die ein ziemlich genaues Urteil über die ganze Verfassung ihrer Trägerinnen ermöglichten.

Es folgte eine über alle Maßen liebreizende Drahtseilkünstlerin in einem weiten, gestickten japanischen Gewand, die sich auf dem glühenden Draht mit vollendeter Anmut bewegte. Holla, was hat die vor? Die Banernburschen erschrafen förmlich vor Ueberraschung, als die elegante Jungfrau, mit einem Bein auf dem Draht balanzierend, auf einmal anfang, ihr Gewand anzuknöpfen und es langsam an sich hinabzuleiten ließ, so daß sie nur im dünnen, rotheidenen Trikot dastand.

„Herrschafft! Herrschafft!“, machte Konanz, „ich hebb schon g'moont . . .! Gndächt, die sich gebaut! Die hot was uff de Rippe!“ Mit gefränkter Neugier verschlangen sie das schöne Frauenbild. Sie fühlten sich wie im Himmel und konnten das alles gar nicht begreifen. Daß die Polizei da nicht einschritt! Nein, was man in der Stadt nicht alles erleben kann! Ja, ja, der Herr Oberamtmann hatte Recht, ein Lasterpsuhl ist die Großstadt doch. Aber ein großartiger, ein lebenswerter; das muß man sagen.

Die Drahtseilkünstlerin machte einer äppigen Schönheit Platz, einer schwarzlockigen, von Brillanten funkelnden Sängerin mit

kurzem Röschchen und pikant durchbrochenen Strümpfen an den festen Beinen. Auf der alabasterweißen Brust glänzte malten Schimmers ein großer Perlenhalsband. Die sprach nun in ihren festen Couplets geradezu mit klaren Worten aus, was die Weiden den ganzen Abend im stillen empfunden hatten. Daß es auf der Welt nichts Schöneres gebe, als lieben und küssen, und daß jeder ein Kamel ist, der dabei hocht und spinnit.

Sapperlot! Das war allerdings eine andere und angenehmere Lebensanschauung, als wie sie das bigottische Weibervolk in Nullfeld vertrat! Und wie die schicke Person mit ihren schelmischen Augen herumblitzte! Nach jedem Tisch, nach jedem Winkel des Saales, bis hinauf zur Galerie kokettierte sie, wo die zwei Reservisten saßen, die sich nach ihr fast die Augen aus dem Kopf kugelten. Nach jeder Nummer trat die Schöne ab und wechselte in Nu das Kostüm. Und jedesmal, wenn sie wieder erschien, hatte sie weniger an als vorher.

In einem ihrer Lieder kam der Rehrhein vor: „Ja die blonden Herrn, die mag ich so gern“. Dabei warf sie ihre Glanzergänze hinauf zur Galerie. Ob sie den Glutisch meinte, der blondes Haar hatte? Bei so einer war nichts ausgeschlossen. Geschmeichelt frisch Glutisch sein Schmirrbärtchen und zwirbelte es in den Mund, winkeln zu zwei seinen Spitzen zusammen.

In der nächsten Strophe war sie der Blonden schon überdrüssig, und sie sang mit herausforderndem Blick: „Ja die schwarzen Herrn, die mag ich so gern“. Jetzt war die Reihe, sich zu fühlen, an Konanz. Er zog seinen Taschenspiegel und frisch sich mit einem Bürschchen eine Locke seines geschmalzten schwarzglänzenden Haars in schöner Rundung auf die Stirn.

Und als die mannstolle Person endgültig abtrat, weil sie unmöglich noch mehr ausziehen konnte, warf sie noch freigebig Sandkisse ins Publikum und hinauf zu den Zweien, die in die hohlen Hände patzten, daß ihnen der Schweiß ausbrach.

Es trat eine Pause ein. Die Kameraden begaben sich auf den Altan, um Luft zu schnappen. Von all dem Geschauten, von der sinnbetörenden Musik, dem würzigen, stark gehopften Bier und dem süßen Duft war ihnen Schweiß geworden. Draußen, während die Nachtlust sie umfing, deren Frische ihre brennenden Köpfe angenehm kühlte, brach es dann ganz unvermittelt von Konanzens Lippen:

„Wacisch was, Karle? Ji mooin als, mer bleibe in der Stadt un nemme den Diencht an.“ — „Grad hocht mer's aus'm Maul rausg'numme. Was hocht, wann dei Lewe lang uff deim Ader rumbauderscht? In der Stadt isch es e ganz anners Korn. Do hocht ganz annere Ausichte.“

In schwerem Brüten schauten sie über das in blauschwarzes Dunkel getauchte Hänsergewimmel, das sich zu ihren Füßen ausbreitete. Gespenstisch erhoben sich die Türme, deren Fische in hellerem Schein staken. In ungezählten Dachkammern blinkten die fremdlichen Lichter der Dienstmädchen, die sich zur Ruhe betteten. Im Hintergrund ragten riesenhaft und stumm hoch Schornsteine, aus denen der Nachtwind lange Qualmfahnen zog, die langsam am Himmel zerfloßen.

Daß war die Stadt mit ihrer rastlosen Betriebsamkeit, ihrem fabelhaften Reichtum, die Stadt voll Schönheit, Glanz, Licht, Genuß, mit verborgenen Glücksmöglichkeiten für alle Bewohner. War man nicht dumm, wenn man sich das alles entgehen ließ für ein reizloses Dasein auf dem Land?

Girrr — girrrrrrrrrrr! Die elektrischen Klingeln schrillten durch die Gänge des Theaters, riefen wieder zum Vergnügen, zu neuem, unerhörtem Genuß. — — —

Am nächsten Morgen unterschrieben Glutisch und Konanz den Kontrakt, und dann fuhren sie zu kurzem Urlaub in die Heimat, glücklich und übermüht, wie neugeborene städtische Fäkalienkuschler es nur sein können. Die Eltern hatten nichts einzuwenden gegen ihren Entschluß. Die Geschwister lobten ihn soat, und die Verwandten wünschten ihnen aufrichtig Glück zu der geachteten Beamtenstellung. Konanz ließ seine Rina „noch emol bayse“, wie er sagte, und das Mädchen mußte sich infolgedessen die Heirat mit ihm aus dem Kopf schlagen.

Auf diese Weise kam die Gemeinde Nullfeld um zwei ihrer besten Einwohner. Der düster blidende Vaterlandsfreund wird hier eine neue Ursache suchen für die so beklagenswerte Erscheinung des Rückgangs der Bevölkerung auf dem platten Lande und des leidigen „Zugs nach der Großstadt“. Dieser Zug birgt für den Tieferschehenden allerlei unheilvolle Wirkungen, wie Geburtenrückgang und Gefährdung der nationalen Wehrkraft. Als Realpolitiker wird er den Tatsachen ins Gesicht sehen und sagen: Da tut Aufklärung not.

Fawohl, Aufklärung. Hat sich was mit Aufklärung. Die hilft da nicht.

Hilft deswegen nicht, weil das kurze Röschchen einer jungen Tänzerin naturgemäß stärker zieht als die langen Neben einer alten Oberamtmanns. Da ist Hopfen und Malz verloren.